

Catherine Poulain • Die Seefahrerin



Catherine Poulain

# Die Seefahrerin

Roman

*Aus dem Französischen von  
Bettina Bach und Christiane Kuby*

**btb**



*O you singer, solitary, singing by yourself, projecting me,  
O solitary me listening, nevermore shall I cease perpetuating you;  
Never more shall I escape, never more the reverberations,  
Never more the cries of unsatisfied love be absent from me,  
Never again leave me to be the peaceful child I was before what  
there in the night,  
By the sea under the yellow and sagging moon,  
The messenger there arous'd, the fire, the sweet hell within,  
The unknown want, the destiny of me.*

Walt Whitman



Man sollte immer nach Alaska unterwegs sein. Wozu ankommen? Ich habe meine Tasche gepackt. Es ist Nacht. Ich verlasse Manosque-die-Hochebenen, Manosque-die-Messer, es ist Februar, die Bars sind voll, überall Rauch und Bier, ich gehe weg, ans Ende der Welt, übers Meer, Richtung Eiskristalle und Gefahr, ich gehe. Ich will nicht mehr sterben vor Langeweile, im Bier, durch eine verirrte Kugel. Todunglücklich werden. Ich gehe. Du spinnst doch. Sie machen sich über mich lustig. Das machen sie immer – ganz allein auf einem Schiff zusammen mit einem Haufen Männer, du spinnst doch ... Sie lachen.

Lacht nur. Lacht. Trinkt. Gebt euch die Kante. Sterbt doch, wenn ihr wollt. Ich nicht. Ich gehe nach Alaska, zum Fischen. Tschüss.

Dann bin ich gegangen.

Ich will das große Land durchqueren. In New York ist mir nach Weinen zumute. Ich weine in meinen Milchkaffee, dann gehe ich raus. Es ist noch sehr früh. Ich spaziere die großen, verlassenen Avenues entlang. Der Himmel ist sehr hoch, sehr hell zwischen den Wolkenkratzern, die wie Verrückte emporragen, die Luft ist frostig. Imbisswagen verkaufen Kaffee und Gebäck. Ich sitze auf einer Bank, einem von der aufgehenden Sonne glutrot gefärbten *building* gegenüber, trinke einen großen Kaffee, der nach nichts schmeckt, dazu esse ich einen

riesigen Muffin, einen süßlichen Schwamm. Und langsam kehrt die Freude zurück, eine Art Leichtigkeit in den Beinen, die Lust, wieder aufzustehen, die Neugier, auf Entdeckungstour zu gehen, bis zur Straßenecke, dann immer weiter. Und ich stehe auf und gehe los, die Stadt wacht auf, Menschen tauchen auf, Taumel überkommt mich. Ich lasse mich hineinfallen, bis zur Erschöpfung.

Dann steige ich in den Bus. Einen Greyhound-Bus mit einem Windhund darauf. Ich zahle hundert Dollar für die Fahrt von einem Ozean zum anderen. Wir verlassen die Stadt. Ich habe mir Kekse und Äpfel gekauft. Tief in meinen Sitz versunken schaue ich mir die vielen *highways* an, diese ganzen Straßen, die sich kreuzen, sich trennen, ineinander übergehen, sich miteinander verbinden und wieder auseinandergehen. Weil mir davon schlecht wird, esse ich einen Keks.

Ein kleiner Armeerucksack ist mein einziges Gepäck. Vor der Abfahrt habe ich ihn bestickt und mit kostbaren Stoffen überzogen. Ich habe einen verwaschenen himmelblauen Anorak geschenkt bekommen. Die ganze Reise lang nähe ich daran: Ich bin von Daunenfedern umgeben wie von Wolken.

»Wohin fahren Sie?«, fragen mich die Leute.

»Nach Alaska.«

»Was haben Sie dort vor?«

»Fischen.«

»Haben Sie das schon mal gemacht?«

»Nein.«

»Kennen Sie jemanden?«

»Nein.«

»*God bless you.*«



*God bless you. God bless you. God bless you...* »Danke«, antworte ich, »vielen Dank.« Ich freue mich. Ich fahre nach Alaska, zum Fischen.

Wir durchqueren Wüsten. Der Bus leert sich. Ich habe zwei Sitze für mich allein, kann mich, die Wange an der kalten Scheibe, halb ausstrecken. Wyoming liegt unter einer Schneeschicht. Nevada auch. Im Takt der McDonald's und der Rastplätze esse ich Kekse, die ich in hellen Filterkaffee tunke. Ich nähe weiter und verschwinde in den Wolken, die aus dem Anorak aufsteigen. Dann wird es wieder dunkel. Ich schlafe nicht mehr. Rechts und links der Straße blinken Spielhöllen, funkelnde Neonräder, leuchtende Cowboys mit einer Pistole in der Hand... leuchten auf, erlöschen wieder... Über uns eine ganz schmale Mondsichel. Wir kommen an Las Vegas vorbei. Kein Baum, steiniger Boden, vom Winter verbranntes Gebüsch. Im Osten wird der Himmel ungeheuer schnell hell. Kaum ahnt man, dass der Tag anbricht, ist er schon da. Die Straße vor uns ist schnurgerade, die Berge in der Ferne sind mit Schnee bedeckt, und dann, ganz einsam auf der verlassenen Hochebene, führen Eisenbahngleise in Richtung Horizont, in Richtung Morgen. Oder ins Nirgendwo. Trübsinnig schauen uns ein paar Kühe hinterher. Vielleicht frieren sie ja. Und wieder halten wir zum Mittagessen an, an einer Tankstelle, wo verchromte Laster brüllen. Eine amerikanische Fahne weht im Wind, neben einer riesigen Bierreklame.

Unterwegs fange ich an zu hinken. Humpelnd steige ich in den Bus ein und wieder aus. *God bless you*, sagen die Leute mit besorgter Miene. Ein alter Mann hinkt ebenfalls. Wir schauen uns kurz an. Eines Nachts, als wir wieder gehalten haben, versammeln sich ein paar Penner um mich.

»Are you a chicano? You look like a chicano, you look like my daughter«, sagt einer von ihnen.

Dann fahren wir weiter. Ich bin eine hinkende Chicano mit roten, verbrannten Wangen, die in einer Wolke von Federn sitzt, Kekse isst und nachts in die Wüste hinausschaut. Und die zum Fischen nach Alaska fährt.

Wiedersehen mit einem Freund in Seattle, er ist Fischer. Er nimmt mich mit auf sein Boot. Seit Jahren erwartet er mich. An den Wänden sind Fotos von mir. Das Segelboot trägt meinen Namen. Später weint er. Dieser dicke Mann, der mir den Rücken zudreht, der in seiner Kojе schluchzt. Draußen ist es Nacht, und es regnet. Vielleicht sollte ich lieber gehen, denke ich.

»Vielleicht sollte ich gehen«, flüstere ich.

»Genau«, sagt er, »geh jetzt.«

Es ist so kalt und dunkel draußen. Er weint immer noch und ich auch.

»Vielleicht sollte ich dich einfach erwürgen«, sagt er dann traurig.

Das macht mir ein bisschen Angst. Ich sehe mir seine großen Hände an, sehe ihn auf meinen Hals schauen.

»Aber du tust es doch nicht?«, frage ich ihn mit ganz schwacher Stimme.

Nein, er tut es nicht. Langsam packe ich meinen Rucksack. Er sagt mir, ich solle trotzdem bleiben, diese eine Nacht noch bleiben.

Wir nehmen die Fähre, mit roten Augen blickt er aufs Meer, spricht nicht, ich schaue aufs Wasser, auf sein verschlossenes Gesicht, meine Hände, die ich unendlich lange streichele. Dann gehen wir durch die Straßen. Er begleitet

mich zum Flughafen, geht vor mir, ich gerate außer Atem,  
weil ich ihn einholen will. Er weint. Und ich, hinter ihm,  
weine auch.



# DAS HERZ DES HEILBUTTS



In Anchorage ist herrliches Wetter. Ich warte hinterm Fenster. Ein Indianer zirkelt um mich herum. Ich bin am Ende der Welt und habe Angst. Dann steige ich wieder in ein Flugzeug, es ist winzig. Die Stewardess gibt uns einen Kaffee und ein Cookie, und danach tauchen wir in den Nebel ein, verschwinden in der blendend weißen Helle, du hast es so gewollt, Mädchen, da hast du dein Ende der Welt. Eine Insel taucht zwischen zwei Nebelbänken auf – Kodiak. Dunkle Wälder, Berge und schmutzig braune Erde, die unter Schneeresten hervorschaut. Am liebsten würde ich weinen. Jetzt geht's also zum Fischen.

In der Halle des kleinen Flughafens trinke ich einen Kaffee, einem gehässigen Grizzly gegenüber. Männer gehen an mir vorbei, ihr Bündel über der Schulter. Breitschultrig, wettergegerbte, markante Gesichter. Sie scheinen mich nicht zu sehen. Draußen der weiße Himmel, die grauen Hügel, überall klagende Möwen.

Ich rufe an. »Hallo«, melde ich mich, »ich bin die Freundin vom Fischer aus Seattle. Er hat mir gesagt, dass Sie Bescheid wissen und dass ich ein paar Tage bei Ihnen wohnen kann, bis ich ein Schiff gefunden habe.«

Eine neutrale Männerstimme – er sagt ein paar Worte –, »*Oh shit!*«, höre ich eine Frau antworten. *Welcome, Lili*, denke ich. Willkommen in Kodiak. Aber sie hat *Oh shit!* gesagt.

Eine kleine, magere Frau steigt aus einem Pick-up, dünnes aschblondes Haar, abgespannte Züge, ein schmaler, blasser Mund, der nicht lächelt, Augen wie aus blauem Porzellan. Sie fährt, sagt keinen Ton. Wieder über eine schnurgerade Straße geht es, durch einen Vorhang von Bäumen, dann ist die Landschaft kahl. Wir fahren an der Küste entlang, überqueren kleine, vom Frost zusammengeschnurrte Meeresarme.

»Das da ist dein Bett.« Sie zeigt mir das Sofa im Wohnzimmer.

»Oh, vielen Dank«, sage ich.

»Wir machen Netze für die Fischer. Ringwadennetze. Wir kennen jeden hier in Kodiak. Wir können uns ja mal für dich nach Arbeit umhören.«

»Oh, vielen Dank.«

»Setz dich doch, fühl dich wie zu Hause. Da ist das Klo, da das Bad, die Küche. Wenn du Hunger hast, nimm dir was aus dem Kühlschrank.«

»Oh, vielen Dank.«

Schon bin ich vergessen. Ich setze mich in eine Ecke, schnitze an einem Holzstück herum, gehe raus. Ich möchte eine Hütte für mich finden, aber es ist zu kalt, die Erde ist braun und der Schnee schmutzig. Der weite Himmel über den kahlen, ganz nahen Bergen ist grau. Als ich zurückkomme, essen sie. Ich setze mich aufs Sofa, warte, bis sie fertig sind, warte auf die Nacht, damit sie verschwinden und ich mich ausstrecken und vielleicht schlafen kann.

Die Frau hat mich in der Stadt abgesetzt. Auf einer Bank am Hafen esse ich Popcorn. Ich zähle mein Geld, die Scheine und die Münzen. Es wäre gut, wenn ich bald Arbeit fände. Ein Typ ruft mir von der Werft aus etwas zu. Vor dem Hinter-



grund des grauen Wassers hebt er sich vom weißen Himmel ab, schön wie eine antike Statue. Er ist bis zum Hals hoch tätowiert, bis unter die rebellischen dunklen Locken.

»Ich bin Nikephoros«, sagt er. »Und du, wo kommst du her?«

»Von weit weg«, antworte ich, »ich komme zum Fischen.«

Das scheint ihn zu wundern, doch er wünscht mir viel Glück.

»Bis später, vielleicht?«, ruft er noch, bevor er die Straße überquert.

Er geht drei Betonstufen auf der gegenüberliegenden Straßenseite hoch, in ein schlichtes, eckiges Holzhaus hinein – *B and B Bar* steht über der Tür – zwischen zwei großen Glasfronten, von denen eine gesprungen ist.

Ich stehe auf, gehe über die Laufplanke. Ein dicker Mann ruft mir von einem Schiffsdeck aus etwas zu:

»Suchst du was?«

»Arbeit.«

»Komm doch an Bord!«

Im Maschinenraum trinken wir ein Bier. Ich traue mich nicht zu reden. Er ist nett und bringt mir drei Seemannsknoten bei.

»Jetzt kannst du auf Fischfang gehen«, sagt er. »Aber du musst selbstsicher auftreten, wenn du Arbeit suchst. Damit die Männer gleich merken, mit wem sie es zu tun haben.«

Er gibt mir noch ein Bier, als ich mich plötzlich an eine verrauchte Bar erinnere.

»Ich muss los«, sage ich kaum hörbar.

»Komm wieder, wann immer du willst. Wenn das Boot im Hafen liegt, bist du jederzeit willkommen.«

Ich wandere weiter über die Anlegestellen, von einem Schiff zum nächsten, bei jedem frage ich:

»Brauchen Sie jemanden?«

Sie hören mich nicht, meine abgehackten Wörter werden vom Wind weggetragen. Ich muss lange üben, bevor mir jemand antwortet.

»Warst du schon mal fischen?«

»Nein...«, stammle ich.

»Hast du Papiere? Eine Greencard, eine fishing licence?«

»Nein.«

Sie werfen mir komische Blicke zu.

»Geh woandershin, du wirst schon was finden«, sagen sie noch freundlich.

Aber ich finde nichts. Also gehe ich zurück, lege mich zum Schlafen aufs Sofa, den Bauch bis oben hin voller Popcorn. Jobs als Nanny bekomme ich angeboten – um die Kinder derer zu hüten, die auf Fischfang gehen. Eine schreckliche Demütigung. Mit freundlicher Hartnäckigkeit lehne ich ab, schüttele den gesenkten Kopf. Als ich mich nach Hütten erkundige, bekomme ich ausweichende Antworten. Ich helfe meinen Gastgebern mit ihren Netzen.

Dann werde ich endlich fündig. An ein und demselben Tag bekomme ich zwei Stellen als Matrose angeboten: in Küstennähe auf einem Ringwadenschiff Heringe fischen oder auf einem Langleinen-Kutter anheuern, um auf hoher See Kohlenfisch zu fangen. Ich nehme die zweite Stelle, weil es sich besser anhört, *long-lining*, das wird hart und gefährlich, und die Mannschaft besteht aus gestandenen Matrosen. Beim Anheuern wirft ein langer dünner Kerl mir einen überraschten sanftmütigen Blick zu. Als er meine bunte Tasche und mich

sieht, sagt er nur: »Leidenschaft ist doch was Feines.« Dann wird sein Blick wieder fester.

»Ab jetzt musst du dich bewähren. Wir haben drei Wochen Zeit, um das Schiff seeklar zu machen, die Leinen instandzusetzen und herzurichten. Ab jetzt wird es dein einziges Ziel im Leben sein, für die *Rebel* zu arbeiten, Tag und Nacht.«

»Ich möchte von einem Schiff adoptiert werden«, flüstere ich in der windigen Stille der Nacht. Wir arbeiten seit Tagen in einem feuchten Raum, hinter Kübeln aus Weißblech, in denen aufgerollte Langleinen liegen. Wir reparieren die Leinen, wechseln abgerissene Mundschnüre und verbogene Haken aus. Ich lerne zu spleißen. Ein Mann neben mir arbeitet schweigend. Er ist zu spät gekommen, mit abwesendem Blick. Der Kapitän hat ihn angeschnauzt. Er riecht nach abgestandenem Bier, kaut Tabak. Ab und zu spuckt er den Saft in eine unendlich schmutzige Tasse. Jesús, mir gegenüber, lächelt mir zu. Jesús ist Mexikaner, er ist klein und gedrungen, sein Gesicht rund und goldbraun, die Wangen sind samtweich. Da kommt ein junger Typ aus einem dunklen Raum, hinter ihm ein sehr junges, dickes Mädchen. Sie ist Indianerin. Der Typ schaut verlegen zu Boden, als er an uns vorbeigeht.

»Da hat Steve gestern Abend wohl Glück gehabt«, sagt der Kapitän mit einem hämischen Lachen.

»Wenn man da von Glück sprechen kann«, antwortet der Mann neben mir. Und dann sagt er zu mir, völlig ungerührt und ohne den Blick von seinem Fass zu lösen: »Vielen Dank für die Statue.«

Verständnislos sehe ich ihn an. Sein Gesicht ist ernst, doch seine schwarzen Augen scheinen zu lachen.

»Eine schöne Statue ist es, meine ich: die Freiheitsstatue.

Die haben wir doch von euch bekommen, den Franzosen, oder?»

Im Radio läuft Countrymusik. Jemand hat Kaffee gekocht, wir trinken ihn aus Tassen, die wir nur kurz an unseren Klammotten abgewischt haben.

»Wir dürfen nicht vergessen, die Wassertanks wieder zu füllen«, sagt John, ein großer blonder, sehr blasser Mann.

»Ich heiße Wolf, wie das Tier«, flüstert mein Nebenmann.

Und er erzählt, dass er seit fünfzehn Jahren Fischer ist und dreimal Schiffbruch erlitten hat, dass er eines Tages ein eigenes Schiff haben wird, vielleicht sogar schon nach dieser Saison, wenn der Fang gut war, und er die Stadt nicht allzu rot angemalt hat. Ich verstehe nicht, was er da sagt.

»Die Stadt? Rot?«

Er lacht, und Jesús lacht mit ihm.

»Sich besaufen, heißt das.«

Ich möchte es auch gern, die Stadt rot anmalen, das hat er begriffen. Er verspricht mir, mich mitzunehmen, wenn wir wieder an Land sind. Dann gibt er mir eine Kugel Kautabak.

»Hier, steck sie da hin ...«

Ich freue mich, traue mich aber nicht, auszuspucken, also schlucke ich den Saft hinunter. Es brennt im Magen. Von nichts kommt nichts, denke ich.

Abends begleitet mich Jesús einmal zurück. »Ich habe Angst vor dem Meer«, sagt er, »aber ich muss zum Fischen, meine Frau ist schwanger. In den Konservenfabriken verdient man nicht genug. Und ich will so gerne aus dem *mobile home* raus, wo wir im Moment mit einem Haufen anderer Leute wohnen. Eine Wohnung nur für uns zwei und das Baby.«

»Ich habe keine Angst, auf dem Meer zu sterben«, antworte ich.

»Sei still, so darf man nicht reden, solche Sachen darf man niemals sagen.«

Er sieht erschreckt aus.

Der lange dünne Kerl heißt Ian. Er lädt mich zu sich ein, in ein Haus am Ortsausgang, mitten im dunklen Wald. Die anderen gucken komisch. Bestimmt denken sie, dass der lange Dünne, unser Kapitän, heute Abend Glück haben wird. Seine Frau wohnt nicht mehr hier, ihr war Alaska zu langweilig, und sie ist mit den Kindern ins Warme gezogen, nach Oklahoma. Am Ende der Saison will Ian zu ihnen ziehen, wenn das Haus verkauft ist. Es ist jetzt schon fast leer: In den verlassenen Räumen liegen nur noch ein paar Matratzen herum, ein roter Schaukelstuhl steht vor dem Fernseher – sein Platz –, ein Herd und ein Kühlschrank, aus dem er riesige Steaks holt.

»Iss, Spatzengerippe! Sonst hältst du nie durch.«

Ich lasse drei Viertel übrig. Er schickt mich wieder zum Wunderkühlschrank, wo ich Unmengen Eis finde. Ich liege auf dem Boden und schaue zum Fenster hinaus. In Alaska ist es Nacht, und ich bin mittendrin, denke ich, mit dem Wind, den Vögeln in den Bäumen, ach, wenn das bloß so bleibt, wenn die Einwanderungsbehörde mich nur nie erwischt.

Jeden Abend leiht sich mein Kapitän einen Film aus, wir schauen ihn an, während wir essen, er sein Steak, ich mein Eis. Er thront auf seinem schönen roten Stuhl, ich setze mich zwischen die Kissen auf die Matratze. Ian erzählt. Er redet, bis er ganz atemlos ist, lässt sich von seinen Geschichten mitreißen, sein Gesicht vibriert, es ist das lange, traurige Gesicht

eines enttäuschten Jugendlichen, das sich bei der Erinnerung an ein Bild, an eine Geste aufhellt und belebt. Dann lacht er. Er erzählt mir von den schönen Kuttern, die er geführt hat, wie schön die *Liberty* war, die eines stürmischen Tages im Februar in der Beringsee, vor den Pribilof-Inseln, untergegangen ist, weil sie zu viele Krabben geladen hatten (Krabben oder Kokain, darüber wäre man in der Stadt immer noch geteilter Meinung), und keiner aus seiner Mannschaft ist ertrunken. Er lacht über sich selbst mit seinen zwanzig Jahren, als er noch nicht bei den Anonymen Alkoholikern war und so viel trank, dass man ihn aus den Bars hinausschleifen musste, vielleicht sogar an den Füßen.

Die Tage vergehen. Wir arbeiten ununterbrochen. Manchmal gehe ich zusammen mit Wolf bei Safeway, dem großen Supermarkt um die Ecke, mittagessen. Auf dem Rückweg erzählt er mir wieder von dem Schiff, das ihm eines Tages gehören wird. Jetzt lächelt er nicht mehr, sein Gesicht ist ernst. Er bittet mich, dann bei ihm anzuheuern.

»Ja, vielleicht, wenn du mich nach dieser Saison immer noch gut leiden kannst«, sage ich.

Dann erzählt er mir von einer Freundin, er hat sie geliebt, und sie hat ihn eines Tages verlassen. Seitdem kann er nachts nicht mehr gut schlafen, sagt er traurig.

»So viel verlorene Zeit ...«

»Ja«, antworte ich.

»An Bord musst du eine *fishing license* haben«, fährt er fort, nachdem er seinen Priem ausgespuckt hat. »Das ist gesetzlich vorgeschrieben, es gibt oft Kontrollen, und die Troopers drücken nie ein Auge zu.«

Also gehen wir an diesem Abend zusammen in die Stadt,

zum Jagdgeschäft. Der Verkäufer gibt mir ein Formular. Er tut so, als würde er nicht hören, dass Wolf mir meine Größe in Fuß und Zoll ins Ohr flüstert, dazu eine Sozialversicherungsnummer, die er sich gerade aus den Fingern saugt. Ich mache ein Kreuz bei: »ortsansässig«. Der Verkäufer gibt mir den Schein.

»So, jetzt ist alles in Ordnung. Macht dreißig Dollar.«

Wir gehen wieder zum Hafen, an den Kais entlang zum B and B. Der Himmel über dem Wasser spiegelt sich in den großen leeren Scheiben. Die eine hat immer noch einen Sprung. Oben auf den Stufen steht ein Mann, die dicken Arme um den Oberkörper geschlungen, breite Brust, kugelförmiger Bauch, die Fischerstiefel bis zu den Knöcheln hinuntergekrempt, einen Stetson-Hut aus Filz auf dem roten Haar. Seine Gürtelschnalle glänzt. Er nickt zur Begrüßung, verzieht den Mund zu einem Lächeln, eine Zigarette im Mundwinkel, tritt beiseite, um uns durchzulassen.

Wolf öffnet die Tür. »Das steht für *Beer and Booze*«, erklärt er.

Die Männer an der Holztheke drehen uns den Rücken zu, stützen sich mit hochgezogenen Schultern darauf ab. Wir nehmen uns Barhocker. Die Bedienung singt, als wir hereinkommen, ihre helle, kräftige Stimme steigt in dem rauchigen Raum auf. Die schwarzen Haare fallen ihr schwer bis zum Po hinunter. Als sie sich umdreht, lässt sie die dunkle Pracht über ihren Rücken fließen, kommt mit wiegendem Gang auf uns zu.

»Hallo Joy«, sagt Wolf. »Zwei Bier, bitte.«

Ein dicker Mann stellt sich zu uns. In der Hand hat er ein Glas mit irgendetwas Starkem, Wodka vielleicht. »Das ist Karl, der Däne«, sagt Wolf.

»Und das ist Lili«, stellt er mich vor.

Karl hat blondes, zu einem kleinen, schlampigen Pferdeschwanz zusammengebundenes Haar, ein breites, rot geädertes Gesicht, schwere Lider und darunter einen wasserblauen Wikingerblick.

Er schnalzt mit der Zunge. »Wir laufen morgen aus. Wenn alles glattgeht«, wieder schnalzt er, das Glas an den Lippen. »Wir sind bereit. Der Fang könnte gut werden, wenn die Götter wollen.«

Wolf stimmt ihm zu. Mein Bier ist leer. Im Schatten der Bar trinkt eine Frau mit leuchtend rotem Haar ihr Glas aus. Sie steht auf, tritt wieder hinter die Theke und kommt zu uns rüber. Die schwarzhaarige Bedienung nimmt ihren Platz ein.

»Danke, Joy«, sagt Wolf, »noch mal dasselbe, und einen Klaren dazu.«

»Heißen sie denn alle Joy?«, frage ich, als sie sich wieder entfernt.

Wolf lacht.

»Nicht alle ... Die erste ist Joy, die Indianerin, das da ist die rothaarige Joy, und dann gibt es noch eine, die große Joy, die ist wirklich sehr dick.«

»Ach so.«

»Und wenn die drei Joys zusammen auf Sauftour sind, machen sich die Typen ganz klein ... Bis zu fünf Tage hintereinander kann das dauern, wenn die erst mal losgelegt haben. Die machen es den Kerlen nicht leicht!«

Karl ist müde. Er trinkt sein Glas aus, bestellt noch eins. Dann gibt er eine Runde aus. Die rothaarige Joy legt mir eine Holzmarke vor das noch volle Glas.

»Heute Abend habe ich einen Typen getroffen«, erzählt



Karl mit schleppender Stimme, »der kam aus dem Südpazifik, hat da Krabben gefischt. In T-Shirt und kurzer Hose fischen sie da. In kurzer Hose, hast du das gehört? Und jetzt kommt er zum Kohlenfischfang hierher! Keine Ahnung haben die, diese Deppen... *Working on the edge*, das kennen die gar nicht, auf Messers Schneide arbeiten, das ist nur was für uns, für uns, der Nordpazifik im Winter, Eis auf dem Schiff, das man mit dem Baseballschläger zertrümmern muss, Schiffbrüche... Damit kennen nur wir uns aus!«

Er lacht dröhnend, verschluckt sich, beruhigt sich wieder. Auf seinem Gesicht liegt ein seliges Lächeln. Sein Blick verliert sich in der Ferne. Dann fällt ihm wieder ein, dass ich ja auch da bin.

»Wer ist das, die Kleine?«

»Wir arbeiten zusammen«, sagt Wolf. »Sie hat für den Kohlenfischfang auf der *Rebel* angeheuert. Es sieht nicht so aus, aber die ist robust.«

Karl steht auf, torkelt, legt mir seine zwei riesigen Arme um die Schultern.

»Willkommen in Kodiak«, sagt er.

Wolf schubst ihn freundlich zurück.

»Wir gehen jetzt. Vergiss deine Marke nicht, Lili, steck sie ein, damit kannst du dir was zu trinken holen. Es gibt keinen besseren Kerl auf der Welt als ihn«, sagt er mir im Gehen, »aber ich wollte nicht, dass du Angst bekommst. Außerdem darfst du dich von niemandem anfassen lassen. Das nennt man Respekt.«

Die Dunkelheit ist hereingebrochen. Wir gehen in eine andere Bar. Im Ship's ist es noch schummriger. In den kahlen Hinterzimmern spielen Männer an klapprigen Tischen Bil-

lard, im weißen Licht einer alten Neonleuchte. Als wir hereinkommen, läutet ein dickes Mädchen gerade eine Glocke. Die Männer brechen in lautes Geschrei aus.

»Wir kommen gerade zur richtigen Zeit«, sagt Wolf, »die gibt eine Runde aus.«

Wir suchen uns einen Platz in der Menge. Wolf wacht auf. Seine Augen leuchten, sein Kiefer hat sich angespannt, seine Zähne glänzen im Zwielflicht, besonders die Eckzähne.

»*The Last Frontier*, hier ist es«, sagt er leise.

Die Bedienung gibt uns zwei kleine Gläser mit farbloser Flüssigkeit darin.

»Das geht auf mich«, sagt sie.

Ihr roter Lippenstift ist in die zarten Fältchen auf der Oberlippe ausgelaufen, in ihrem großen weißen Gesicht mit den schweren, müden Zügen springt ein das Blau auf den zerknitterten Lidern geradezu an.

»Ich heiße Vickie. Eine harte Gegend hier«, fügt sie hinzu, als Wolf mich vorstellt. »Hier treiben sich nicht nur Engel rum. Pass auf dich auf... Und wenn du ein Problem hast, ich bin da.«

Wir trinken drei Gläser. Dann verlassen wir das düstere Lokal, die freundliche Bedienung, die entfesselten Männer, die Bilder von nackten Frauen über dem Billardtisch, ihre runden, samtigen Kruppen, die aus den schmutzigen Wänden zu ragen scheinen, die betrunkenen alten Indianerinnen, die gleichgültig, manchmal mit einer Art Scheinlächeln auf den überheblich geschürzten Lippen, aufgereiht an einem Ende der Theke sitzen. Im Breaker's wollen sie meinen Ausweis sehen. Ich zeige meine Fischereilizenz. Die Bedienung verzieht den Mund.

»Da muss ein Foto drauf sein.«

Ich finde meinen Reisepass.

»Jetzt darfst du dich offiziell betrinken«, sagt Wolf.

»Weißt du was? Wenn wir Glück haben, sinkt das Schiff und ihr alle überlebt, nur ich nicht«, sage ich dem langen Dünnen eines Abends.

Weil ich nämlich jeden Tag und jede Nacht an Manosque-die-Messer denken muss. Sie sollen mich nicht kriegen.

»Dafür brauchst du nicht zu sterben. Bleib einfach in Alaska, und damit hat sich das.«

»Ich werde aber dort erwartet.«

»Geh nicht zurück«, fährt er fort. »Zum Krabbenfang möchte ich wieder mit der *Rebel* auf die Beringsee, diesen Winter, und ich hab noch keine Besatzung. Wenn du dich gut machst, kannst du mit.«

»Du würdest mich auf Krabbenfang mitnehmen?«

»Es ist verdammt hart. Kälte, Schlafmangel, bis zu zwanzig Stunden am Tag arbeiten. Und gefährlich ist es auch. Sturm, zwanzig oder dreißig Meter hohe Brecher, Nebel, der sogar die Radarantennen in die Irre führt, und dann besteht die Gefahr, auf Felsen aufzulaufen, auf Eis oder ein anderes Schiff... Aber ich glaube, du kannst es schaffen. Ich glaube sogar, es könnte dir wahnsinnig gut gefallen, so sehr, dass du dafür dein Leben aufs Spiel setzt.«

»Oh ja«, flüstere ich.

Draußen ächzen die großen dunklen Fichten. Ian hat sich im oberen Stockwerk hingelegt. Ich schlafe auf dem Holzboden ein, im Pfeifen des Windes, der vom Meer kommt. Morgens bin ich immer als Erste wach. Der Himmel über

den Bäumen ist noch dunkel. Dann stehe ich auf, rolle meinen Schlafsack zusammen. Ich koche Kaffee und fülle ihn in die rote Thermoskanne. Auf Zehenspitzen steige ich die Treppe hinauf, öffne die Tür des Zimmers, in dem Ian schläft, ein kahler Raum mit einer Matratze auf dem Boden. Weil ich ihn nicht gern wecke, stelle ich die Thermoskanne neben ihn. Er wirft mir einen ärgerlichen Blick zu. Ich verziehe mich.

»Ich zeige dir mal was, was dir gefallen dürfte, einen alten Film, den ein Matrose mal an Bord vergessen hat. Er hat ihn selbst gedreht, als er auf der *Couguar* fischen war. Nicht gerade die beste Qualität, aber dann kannst du dir wenigstens eine Vorstellung vom Krabbenfang bei schlechtem Wetter machen. Na ja, das, was man so schlechtes Wetter nennt.«

Im Haus ist es still. Der Wind hat sich gelegt. Ian holt eine alte DVD aus einem Karton und legt sie ein. Ab und zu schabt ein Ast am Dach, es klingt wie schlagende Flügel, die flüchtige Bewegung eines verirrtten Vogels. Ian löscht das Licht und setzt sich wieder auf den roten Stuhl, ich ziehe die Beine an die Brust. Im Dunkeln starren wir auf den Fernseher. Am Anfang sind da nur weiße Streifen, die den Augen wehtun, der rollende schwarze Ozean, Wellen, die sich langsam voranbewegen. Der Horizont wackelt heftig, dann sieht man die Reling und das glänzende Deck, Wasserfontänen spritzen darauf. Tropfen landen auf dem Objektiv. Es ist Nacht. Gesichtslose Männer arbeiten im Flutlicht, dunkle Gestalten, von denen kaum mehr zu sehen ist als ihr orangefarbenes Ölzeug. Ein tropfnasser Fangkorb taucht aus dem Wasser auf wie ein Ungeheuer aus der Tiefe. Denn das Schiff, die Männer sind von finsternen, bedrohlichen Ab-

gründen umgeben, die sich öffnen und wieder schließen wie gefräßige Mäuler. Wild schaukelnd steigt der Korb an einem Tau in den stürmischen Himmel auf. Das schwere Ding wiegt sich zwischen Deck und Wasser, als könnte es sich nicht entscheiden. Zwei schlanke flinke Männer am Geländer lenken es zu einer Stahlaufgabe, die gerade hochgefahren wurde. Als ein Matrose die Klappe öffnet und die Krabben in einen Behälter kippt, sprudeln sie nur so aus dem weit geöffneten Maul heraus, ein einziges Gewimmel, während der Mann selbst halb in dem Käfig aus Stahlmaschen steckt. Er hat eine Schachtel voller Köder in der Hand, hängt die alte ab, wirft sie auf den Boden, bringt die neue an, tritt zurück, schlägt die Klappe zu, die Männer an der Reling schnallen die Gurte wieder fest, die Auflage fährt hoch, bis der Fangkorb über Bord geht. Das Ganze hat nicht mal eine Minute gedauert.

Die dunkle, stille Choreografie hat einen vorgegebenen, fast fließenden Rhythmus, einen Takt. Denn es ist ein Tanz, den die Männer auf diesem von den Wellen gepeitschten Deck tanzen. Jeder kennt seinen Platz, weiß, was er zu tun hat. Mit einem geschmeidigen Hüpfen weicht einer zurück, springt der andere vor, ihre Beine bewegen sich fast federnd, instinktiv führen sie die richtige Bewegung aus, um die bedrohliche Reuse zu lenken, diese tumbe Urgewalt, eine schwarze, aus den Fluten aufsteigende Urgewalt, vierhundert blinde brutale Kilo, die in dem undurchdringlichen Himmel schaukeln. Ringsherum rollt unaufhörlich die Lava des Ozeans.

Szenenwechsel, ich halte die Luft an. Es ist Tag, das Meer ist ruhig. Das Schiff ruht in reinem blauen Licht, das vom

Horizont herstrahlt. Der Schiffsbug schiebt sich durch Packeis. Da macht Ian den Mund auf, ich zucke zusammen.

»Dieses Wetter ist noch gefährlicher«, sagt er, »die *Couguar* hat an dem Tag zehn Reusen verloren, weil sie im zugefrorenen Ozean stecken geblieben sind.«

»Ja«, erwidere ich kaum hörbar, »ja.«

Es ist kalt, eiskalt, gefrorene Gischt hat sich auf das Schiff, die Reusen, die Reling, den Aufbau gelegt, eine immer dicker werdende Schicht. Die eisüberzogene *Couguar* ist nicht wiederzuerkennen. Ich erhasche einen Blick auf ein ganz rotes, wie verbranntes Gesicht, einen struppigen Bart, in dem Gischt und Rotz zu Eisklumpchen gefroren sind. Der Film endet mit Aufnahmen dunkler Brecher vor schwarzem Hintergrund. Man könnte glauben, dass es wieder von vorn losgeht, Männer an Deck, das Stahlungeheuer, das sein Maul aufreißt und ein Gewimmel von Krabben befreit, der Ozean ... Doch plötzlich ist nichts mehr auf dem Bildschirm zu sehen.

Wir sprechen nicht. Ian steht auf und schaltet das Licht wieder ein. Er streckt sich und gähnt.

»Hat es dir gefallen?«

»Und wenn ich mich einfach als tot ausbebe?«, frage ich ihn am nächsten Abend. »Du könntest doch einen Brief nach Frankreich schicken, sagen, dass ich ertrunken bin.«

Er runzelt die Stirn, meine Geschichte gefällt ihm nicht.

»Stell dir doch mal vor, wie traurig sie wären.«

»Ach ja, am Anfang vielleicht ein bisschen. Dann weinen sie eben und stellen sich vor, dass es im Wasser verdammt kalt gewesen sein muss, als ich reingefallen bin, aber irgend-

wann geht es ihnen bestimmt wieder besser. Sie könnten sich sagen, dass ich es schließlich darauf angelegt habe. Dann schenke ich ihnen einen abenteuerlichen Tod, und sie wissen wenigstens, wo ich bin, und müssen sich keine Sorgen mehr um mich machen. Und endlich würde niemand mehr auf mich warten.«

Er will mir nicht einmal mehr zuhören, nennt mich feige und geht schlafen. Ich lache und lege mich auf den Holzboden. Vielleicht erwischt mich die Einwanderungsbehörde ja nicht.

Wolf geht weg. Der junge Seebär. Er legt mir die Hand auf die Schulter. Ich schaue zu Boden. »Ich haue nach Dutch Harbor ab, heuere auf einem neuen Schiff an. Woanders.« Er lächelt freundlich.

»Hier auf dem Kutter bist du gut aufgehoben.« Seine Miene verfinstert sich. »Was der Kapitän über mich gesagt hat, als ich die Leine abgemessen habe, hat mir nicht gefallen. Angeblich wären meine Arme zu kurz und würden nicht für diese Arbeit taugen. Er hat es mit Absicht gemacht. Um mich vor den anderen zu demütigen. Das kann ich ihm nicht verzeihen. Ich bin ein guter Fischer, auf Langleinern habe ich mehr Erfahrung als er. Ich muss mich losreißen.«

Den letzten Satz hat er wütend, mit zusammengebissenen Zähnen, hervorgepresst.

»Ja«, sage ich.

Seine Stimme wird wieder sanfter, er lacht kurz und traurig auf, blickt in die Ferne, als wäre er schon nicht mehr an Land.

»Einen Tag hier, den anderen da... Man kann nie wissen, wo man morgen ist. Es ist nicht weiter schlimm wegzugehen,

weißt du, so ist das im Leben. Man muss sich immer losreißen. Wenn die Zeit gekommen ist, muss man gehen. Aber an dem Tag, an dem wir uns wiedersehen, malen wir zusammen die Stadt rot an. In drei Monaten, in zehn Monaten oder in zwanzig Jahren, ganz egal. Nimm dich bis dahin in Acht. Pass gut auf dich auf.«

Eine letzte Umarmung. Er schnappt sich seinen Seesack, schultert ihn. Er geht die Straße entlang, wird immer kleiner, eine merkwürdige Silhouette, die vom Nebel verschluckt wird.

Das Haus ist verkauft. Der lange Dünne fährt die *Rebel* holen, sie ist zur Überholung auf der Nachbarinsel.

»Es ist der schönste Fischkutter, du wirst schon sehen«, sagt er mir am Abend, bevor er sich auf den Weg macht. »In zwei Tagen bin ich zurück. In der Zwischenzeit kannst du auf der *Blue Beauty* schlafen, dem Lieblingsschiff von Andy, unserm Reeder. Er wird es beim Kohlenfischfang selbst führen. Ich bring dich morgen hin, bevor ich mit der Fähre nach Homer übersetze.«

Der Hafen ist verlassen. Blasse Vögel fegen über den Himmel. Ein Schlepper passiert die ersten Bojen. Noch ist er weit weg, man hört kaum das Tuckern seines Motors. Bei der Heilsarmee habe ich schöne Stiefel gefunden. Sie sind schwarz und alt. Die echten sind grün und teuer. Laut hallen meine Schritte auf dem hölzernen Ponton.

»Pass auf. Mit diesen Drecksbotten an den Füßen wirst du noch ausrutschen.«

Ich protestiere und wäre im nächsten Moment fast hingefallen. Er kann mich gerade noch auffangen.

»Du wirst einen Haufen Kohle verdienen, damit kannst du dir dann so viele Stiefel kaufen, wie du willst.«



»Ach, weißt du, mir reicht es, wenn ich mir einen guten Schlafsack und Wanderschuhe kaufen kann und ein bisschen Kleingeld übrig habe, um es bis zum Point Barrow zu schaffen.«

»Point Barrow? Was ist das denn wieder für eine Geschichte?«

»Wenn die Fangzeit vorbei ist, gehe ich zum Point Barrow.«

»Was willst du denn da?«

Ich antworte nicht. Eine junge Möwe schaut von der Reling eines Ringwadenschiffs zu uns her.

»Glaubst du, dass ich mich als Fischer gut machen werde?«, frage ich.

»Tagtäglich kommen welche aus dem tiefsten Innern der *states*, die haben immer nur Wälder gesehen, die weite Prärie oder die Berge, und geben alles auf, um hierher zu kommen. Jungs und Mädels, die vorher Vertreter waren, Lastwagenfahrer oder Bauern. Vielleicht sogar Callgirls, wer weiß? Und sie heuern an, werden wie Dreck behandelt, solange sie *green* sind und keine Ahnung haben, und dann, eines Tages haben sie ihr eigenes Schiff.«

»Dann brauche ich aber einen echten Seesack, wie die anderen.«

»Klar. Ich sehe dich schon vor mir, mit deinem Duffle Bag über der Schulter, wie du von einem Hafen zum anderen ziehst, von Kodiak bis Dutch Harbor, auf der Suche nach Arbeit.«

Zu unserer Linken liegt ein hellblauer Kutter, die *Blue Beauty*. Das Deck ist verlassen, die Aluminiumplatten für den Windschutz liegen durcheinander, daneben Stützstreben aus Metall. Wir steigen an Bord. Es riecht nach feuch-

tem Kautschuk und Schiffsdiesel. Ian wirft meinen Beutel auf eine Koje in einem dunklen Verschlag, der Kajüte der Mannschaft. Wir gehen wieder nach draußen. Ian will mir an Land helfen, als ich über die Reling steige. Mit dem Ellbogen wehre ich ihn ab. Bald bin ich ein echter Seemann. Jetzt habe ich schon eine eigene Koje und kaue Tabak.

Die *Rebel* läuft in den Hafen ein. Sie ist der schönste Kutter, der lange Dünne hatte recht. Der schwarze Stahlrumpf ist mit einem leuchtend gelben Streifen abgesetzt. Der Aufbau ist weiß. Nach Jesse, dem Schiffsmechaniker, der wieder an Bord seines Schiffs gegangen ist, und Simon, einem sehr jungen blonden Studenten aus Kalifornien, der auf den Kais in Homer nach einem Job gesucht hat, bin ich die Erste der Besatzung, die das Schiff zu Gesicht bekommt. Der Kapitän hat sich im tiefen Sessel des Steuerhauses niedergelassen, vor den unzähligen Bildschirmen. Durch die im Halbkreis angeordnete Reihe von Fenstern überblicken wir den Hafen.

»Ab jetzt ist das hier mein Platz«, sagt Ian, »aber auch eurer, wenn ihr Wache habt.«

Der Motor läuft, wie immer in den nächsten Wochen. Die Lichter im Hafen gehen an. Mein Gepäck habe ich in die Kajüte für die Matrosen gebracht, einen engen Raum mit vier Kojen übereinander, und es auf die erste Koje gelegt.

»Wer zuerst kommt, mahlt zuerst«, sagt der lange Dünne, der mir angeboten hatte, in seiner Kajüte zu schlafen.

Er hat nämlich eine eigene. Aber ich habe abgelehnt.

Sie haben mir ein blaues Rad gegeben. Ein altes, verrostetes, viel zu kleines Rad. FREE SPIRIT hat einer daraufgepinselt. Ich radle mit hochroten Wangen durch die Stadt, in Ölzeug, das oranger als orange ist, oranger als alles echte Ölzeug. Die Leute, an denen ich vorbeikomme, lachen. Und ich radle vom Kutter zum Bootshaus, vom Bootshaus zum Kutter. Der Regen rinnt mir übers Gesicht, läuft mir in den Hals, ich renne zum Schiff, stürze das Fallreep hinunter, kann mich gerade noch an der Reling halten, das Wasser unter mir ist graugrün, der Kapitän bekommt es mit der Angst zu tun, unwillkürlich schnellt sein Arm vor, er schluckt, zieht den Arm wieder zurück. Ich lache. Noch bin ich nicht gefallen. Als ich ihn so anschau, senkt er sofort den Blick. »Ich bin unverwundbar«, sage ich.

»Sterben müssen wir alle«, sagt er achselzuckend.

»Ja. Aber bis dahin bin ich unverwundbar.«

Bei Tagesanbruch stehe ich auf. Ich springe aus meiner Koje. Es ruft mich. Die frische Luft, der Geruch der Algen und Muscheln, die Raben auf dem Deck, die Adler im Mast, der Schrei der Möwen über dem spiegelblanken Wasser im Hafen. Ich koche Kaffee für die beiden Männer, gehe raus, renne über die Anlegestelle. Die Straßen sind menschenleer. Ich begrüße den neuen Tag. Ich finde die Welt von gestern wieder. Die Nacht hat sie versteckt und dann zurückgegeben.

Atemlos kehre ich auf den Kutter zurück, Jesse und Ian stehen gerade auf. Der Rest der Mannschaft wird bald kommen. Wir trinken zusammen Kaffee. Wie langsam sie sind. Mein Fuß zappelt unter dem Tisch. Ich könnte heulen vor Ungeduld. Warten tut weh.

Der ganze Hafen summt vor Betriebsamkeit. Radios dröhnen auf den vollgestapelten Decks, Countrysongs mischen sich unter Tina Turners raue Stimme. Wir haben schon angefangen, die Leinen zu richten. Es ist ein unaufhörliches Kommen und Gehen. Kisten mit Tintenfisch oder gefrorenem Hering, die als Köder dienen sollen, werden an Bord gehievt. Studenten, die von weit her kommen und hoffen, angeheuert zu werden, bieten sich als Hilfskraft für den Tag an.

»Wir sind vollzählig«, sagt der lange Dünne. Simon, der Student, betrachtet uns mit kaltem Blick, doch beim ersten Schrei des Kapitäns gerät er in Panik. Jesús' Cousin kommt mit, Luis. Und David, ein Krabbenfischer, der uns aus der Höhe seiner ein Meter neunzig mustert, mit breiten Schultern und einem Lächeln, das seine regelmäßigen weißen Zähne entblößt.

Hinten an Deck stehen wir an einem Tisch und stecken tagelang Köder an die Haken. Jesús und ich lachen über alles.

»Seid doch nicht so kindisch«, sagt John genervt.

Dann kommt der Löwenmann. Eines Morgens steigt er in Begleitung des langen Dünnen an Bord. Sein Gesicht versteckt er hinter einer schmutzigen Mähne. Der Kapitän ist stolz auf seinen Mann.

»Das ist Jude«, sagt er, »ein erfahrener Langleinenfischer.«

Und vielleicht ein großer Trinker, denke ich, als er an mir

vorbeigeht. Der müde Löwe macht einen ziemlich schüchternen Eindruck. Ohne ein Wort macht er sich an die Arbeit. Er wird von einem heftigen Hustenanfall gepackt, als er sich eine Zigarette anzündet. Er spuckt aus. Kurz sehe ich sein Gesicht. Den lauern Blick seiner gelben Augen. Ich weiche ihm aus, lache nicht mehr mit Jesús. Ich mache mich ganz klein. Er gehört hierher. Ich nicht.

Am späten Abend gehen die Männer nach Hause. Jude bleibt. Wir sind nur noch zu dritt an Deck. Die bestückten Leinen müssen in die Kühltruhen der Fabrik gebracht werden. Wir laden die Kübel hinten auf den Truck und verstauen sie gut. Ich trete zur Seite, sobald sich Jude nähert. Er runzelt die Stirn. In der Abendluft fahren wir zu den Konservenfabriken. Zwischen den beiden Männern sitzend schaue ich auf die Straße, die die kahlen Hügel vom Meer trennt. Wir fahren dem offenen Himmel entgegen. Der Kapitän schaltet nur mit den Fingerspitzen, um mich nicht zu berühren, und ich zwänge mich noch weiter nach rechts. Der Oberschenkel des Löwenmanns berührt meinen. Mir schnürt sich die Kehle zu.

Wir laden die Leinen aus. Die Kübel sind eiskalt und schwer.

»*Tough girl*«, sagt Jude.

»Ja, dick ist sie nicht gerade, aber stark«, sagt Ian.

Ich richte mich auf. Wir bilden eine Kette, um die Kübel in den eisigen Raum zu verfrachten. Unsere Finger bleiben am Metall kleben. Es ist spät, als wir wieder aufbrechen. Der Truck fährt durch die Nacht, die Hügel sind im Dunkeln verschwunden. Nur das Meer ist noch da. Die beiden Männer reden übers Auslaufen. Ich schweige. Mir tut alles weh, ich habe Hunger, spüre Judes warmen Schenkel, rieche seinen

Tabak, unsere feuchten Kleider, an denen noch Tintenfischfetzen hängen.

Wir fahren am Meer entlang, ein paar Fischkutter schmiegen sich im Schlaf an den Kai, wo wir Treibstoff tanken. Und wieder fahren wir an ihrem dunklen Schlaf vorbei. Vor uns am Horizont zucken fahlgelbe Lichter am Nachthimmel.

»Sind das Polarlichter?«, frage ich.

Sie verstehen mich nicht. Ich wiederhole das Wort mehrmals. Der Löwe lacht leise, ein heiseres, gedämpftes Grollen.

»Polarlicht« hat sie gesagt.«

Jetzt lacht auch der Kapitän.

»Ach was. Es ist einfach nur der Himmel.«

Ich bin röter als diese Lichter, deren Namen ich nie erfahren werde. Ich wollte, ich könnte ewig so durch die Nacht fahren, zwischen dem langen Dünnen und dem braungebrannten Löwen.

»Setz mich beim Shelikof's ab«, sagt Jude, als wir zur Stadt kommen.

Und schon ist er raus und betritt das Lokal. Ian nimmt es ihm nicht übel. Zu mir gewendet sagt er:

»Ich glaube, er trinkt ganz schön, aber trotzdem ist er unser Mann.«

Wir kehren zum Schiff zurück. Da ist es warm. Im Maschinenraum gönnt sich Jesse einen Joint.

Adam ist Matrose auf der *Blue Beauty*, die direkt neben uns liegt. Ich höre, wie er mit Dave scherzt:

»Ja ... und wenn dir die Hände wehtun und du nicht mal die drei Stunden schlafen kannst, die wir kriegen ... und wenn du Wache gehst und siehst nur überall Bojen ... Da

kannst du dir die Augen reiben, so viel du willst, die Bojen gehen nicht weg.«

Sie lachen.

»Glaubst du, ich schaffe es?«, frage ich Adam.

»Wenn du so weiterschuftest wie bisher, wird es schon klappen.«

Und doch warnt er mich ein weiteres Mal vor der Gefahr.

»Aber was ist denn eigentlich so gefährlich?«

»Alles. Die Leinen, die mit solcher Kraft ins Wasser gehen, dass sie dich mitreißen, wenn du mit dem Fuß oder dem Arm hängen bleibst, und die, die eingeholt werden und dich umbringen oder entstellen können, wenn sie reißen ... Die Angelhaken, die in das Spill eingeklemmt und irgendwohin katapultiert werden, Stürme, ein unvorhergesehenes Riff, der Wachgänger, der einschläft, ein Sturz ins Wasser, die Welle, die dich erfasst, und die Kälte, die dich umbringt ...«

Er verstummt. Seine farblosen Augen sind traurig und müde, seine Gesichtszüge zerfurcht und ausgehöhlt.

»Sich anheuern lassen heißt, mit dem Kutter verheiratet zu sein, solange du auf ihm schuftest. Du hast kein eigenes Leben mehr, nichts, was nur dir gehört. Du musst dem Kapitän gehorchen. Sogar wenn er ein Arsch ist.« Er seufzt. »Ich weiß nicht, warum ich hier bin«, sagt er kopfschüttelnd, »ich weiß nicht, woher das kommt, dass man derart leiden möchte, für nichts und wieder nichts, im Grunde genommen. Es fehlt einem an allem, an Schlaf, an Wärme, auch an Liebe«, fügt er mit gesenkter Stimme hinzu, »bis zum Gehn nicht mehr, bis man diese Arbeit hasst, und trotzdem kommt man wieder, weil der Rest der Welt einen anödet, einen derart langweilt, dass man wahnsinnig werden könnte. Und zum Schluss kann

man nicht mehr darauf verzichten, auf diesen Rausch, die Gefahr, ja, diesen Wahnsinn!« Fast brüllt er, dann beruhigt er sich wieder: »Jetzt werden mehr und mehr Kampagnen geführt, um die Jüngeren vom Fischen abzuhalten, weißt du ...«

»Weil sie dann nicht mehr damit aufhören können?«

»Vor allem, weil es so gefährlich ist.«

Er wendet sich ab, späht in die Ferne. Ein zarter Lufthauch fährt durch seine dünnen Haare. Seine Mundwinkel hängen bitter herab. Sein Gesicht bekommt etwas Verträumtes, als er fortfährt, den Blick ins Ungewisse:

»Aber jetzt ist es endgültig das letzte Mal. Ich habe ein Häuschen auf der Kenai-Halbinsel, im Wald, in der Nähe von Seward. Diesmal müsste ich in der Kohlenfischsaison so viel verdienen, dass ich dorthin zurückkehren kann. Und dableiben. Dann wäre ich vor dem Winter dort. Ich will mir noch eine zweite Bude bauen. Nie mehr komme ich hierher! Ich habe in meinem Leben genug Opfer gebracht.«

Er sieht mich an.

»Komm zu mir in die Wälder, wenn du es satt hast.«

Dann kehrt er zu den Leinen zurück. Dave und ich wechseln einen Blick. Dave schüttelt den Kopf.

»Das sagt er jedes Mal. Und kommt dann doch zurück.«

»Warum?«

»So allein in den Wäldern. Da wird einem die Zeit lang ... Eine Frau bräuchte er, der Adam.«

»Viele gibt es hier ja nicht.«

»Nein, kaum eine,« sagt er lachend. »Aber beim Fischen wird er keine Zeit mehr haben, daran zu denken. Und hier geht es so vielen ganz genauso, dass es sie nicht juckt.«

»Aber hier gibt es doch die Bars, wenn er an Land geht?«





Catherine Poulain

## **Die Seefahrerin**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 416 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-442-75739-8

btb

Erscheinungstermin: September 2017

Lili ist frei. Sie hat ihr Leben hinter sich gelassen. Vor der Westküste Alaskas fährt sie als einzige Frau mit einer Fischfangbesatzung über den Ozean. Sie ist dem eiskaltem Wind des Meers ausgesetzt, spürt das Salz auf der Haut, schuffet, schläft an Deck des Schiffes, geht an ihre Grenzen – und wird Teil der rauen Welt der hartgesottenen Matrosen. Doch einer unter ihnen ist anders als alle anderen: Lili und Jude ziehen sich magisch an, ihre Beziehung ist fast zerstörerisch. Als er sie bittet, mit ihm fortzugehen, muss Lili sich entscheiden zwischen der grenzenlosen Freiheit der Meere und der vielleicht größten Liebe ihres Lebens.



[Der Titel im Katalog](#)